Sergius Panin.

Roman von Georges Ohnet.

(1. Fortsetzung.)

Sie kämpfte kraft- und nachdrucksvoll dagegen an, um sich von diesem Gefühl nicht übermannen zu lassen, aber sie ward traurig. Wenn sie jetzt in den Comptoirs Befehle ertheilte, so klang ihre Stimme weniger hell als früher, ihre energische Natur war gleichsam erschlafft.

Sie richtete die Blicke auf ihre Umgebung und sah, daß sie durch ihren unermüdlichen Fleiß einen festbegründeten Wohlstand geschaffen und durch strenge Rechtlichkeit allgemeine Achtung errungen hatte; das Ziel, das sie sich in ihren ehrgeizigen Träumen gesteckt und das sie als das ersehnte Paradies betrachtet, war erreicht; das Paradies war wohl da, aber es fehlte der Engel darin — sie hatte kein Kind.

Nun begann sich in dieser Frau eine langsame, aber entschiedene Umwandlung zu vollziehen; Fremde merkten es kaum; ihre nächste Umgebung aber konnte diese Metamorphose leicht wahrnehmen. Sie ward eine Wohlthäterin der Armen und vertheilte, insbesondere an Kinderasyle, ansehnliche Summen. Versuchten aber die geistlichen Leiter dieser Anstalten, sie, in Anbetracht dieser Freigebigkeit, zu ihren Berathungen einzuladen, dann wurde sie unwirsch und fragte, ob man sie etwa zum Narren halten wolle. Was kümmere sie dieses Kinderpack; als ob sie nicht ohnehin genug zu thun hätte! Sie gebe Geld her und das sei es doch wohl, was man von ihr erwarte, und mit allem Anderen solle man sie in Ruhe lassen.

Ihrem Neffen Savinien liebte sie durchaus nicht; sie hatte ihre ganze Zärtlichkeit dem Sohn einer früheren Nachbarin aus der Straße Neuve-Coquenard zugewendet; es war dies eine unbedeutende Krämerin, die es nicht verstanden hatte, wohlhabend zu werden, und die auch bis jetzt noch den Hausfrauen ihrer Nachbarschaft Nähfaden und Nadeln verkaufte. Diese Krämerin, welche Mutter Delarue genannt wurde, war nur ein Jahr lang verheirathet gewesen und dann Wittwe geworden; ihr Knabe Pierre war im Schatten des Bäckerladens — Desvarennes' Glücksquelle — aufgewachsen und die Prinzipalin hatte ihm jeden Sonntag einen Pfefferkuchen geschenkt und sich an seinem Geplauder ergötzt. Auch in der Vivienne Str. verlor sie ihn nicht aus den Augen. Pierre hatte die Elementarschule seines Bezirks besucht und durch Befähigung und außergewöhnlichen Fleiß den ersten Platz in seiner Klasse errungen. Dann, nachdem er diese Schule mit einem städtischen Stipendium verlassen, wurde er in die Chaptal'sche Gewerbeschule aufgenommen. Dieser energische Arbeiter, der seiner Familie keine Kosten verursachte und auf dem besten Wege war, sich eine selbstständige Stellung zu erringen, interessirte Frau Desvarennes ungemein; sie fand, daß zwischen ihr und dieser derben Arbeiternatur eine auffallende Aehnlichkeit vorhanden sei und machte daher Pläne für seine Zukunft. Sie verfolgte seinen Eintritt in's Polytechnikum und sah es ihn als einen der ersten absolviren. Jetzt stand er vor der Entscheidung, ob er sich dem Bergwesen, den Weg- und Wasserbauten oder der Hydrographie widmen wolle. Während er noch in seiner Wahl schwankte, erschien plötzlich die Prinzipalin und machte ihm den Antrag, als Theilhaber in ihr Geschäft einzutreten. Es war dies eine goldene Brücke, die sie ihm baute; er, mit seinen eminenten Anlagen, sollte dem Geschäftsgang einen neuen Impuls verleihen, sollte die Einrichtungen vervollkommnen und schließlich jede Konkurrenz besiegen. Der junge Pierre nahm in diesem glückverheißenden Traum der Frau Desvarennes die Stelle eines wirklichen Sohnes ein. Ihr Haus sollte das seinige werden, sie wollte, daß er ausschließlich ihr angehöre. Plötzlich jedoch zog ein Schatten über dies Traumgebilde ihres Glückes: würde auch die auf ihren Sohn so stolze Krämerin einwilligen, sich einer Fremden zulieb entthronen zu lassen? Ja, wenn Pierre eine Waise wäre! — Aber einer Mutter ihr Kind rauben, das war doch unmöglich! Frau Desvarennes mußte ihrer Einbildungskraft Halt gebieten: sie verfolgte Pierres Laufbahn mit ängstlichen Blicken, vermied es aber, über ihn zu verfügen, da er ja nicht ihr gehörte.

Der Winter war gekommen und mit ihm der Dezember mit seinen Schneemassen; der Verkehr in den Straßen war bei diesem ganz außergewöhnlich schlechten Wetter fast unmöglich geworden, und dieser zwingende Umstand hatte das Geschäft in's Stocken gebracht. Die Prinzipalin verließ ihr Comptoir, wo jetzt nur wenig zu thun war, zeitiger als sonst und begab sich in ihre Wohnung hinauf, wo sie gewöhnlich in der Gesellschaft ihres Mannes die Abende verbrachte. Da saßen sie nun behaglich am warmen Kamin, während ein Schirm aus Milchglas das Lampenlicht auf den mit kostbaren Gegenständen bedeckten Tisch warf und die dunkle Zimmerdecke durch einen aufflackernden Lichtstrahl aus dem Kamin, der das vergoldete Karnies erglänzen ließ, zuweilen blitzartig erhellt ward. Versunken in weichen Lehnstühlen überließen sich die Ehegatten ihren heimlichen Lieblingsträumen. Frau Desvarennes erblickte ein kleines, weiß und rosenrothes Mädchen in ihrem Hause, welches mit unsicheren Schritten auf dem Teppich umhertrippelte, sie hörte sogar seine Stimme und verstand diese, nur den Müttern verständliche Sprache. Die Zeit des Schlafengehens war gekommen: das Kind senkte sein blondes Köpfchen mit den müden Augen auf ihre Schulter, sie nahm es in ihre Arme, kleidete es behutsam aus und küßte seine nackten, frischen, runden Aermchen. Was war das für ein köstlicher Genuß, der ihr Herz wonnevoll bewegte!

Ein schmerzhafter Stich durchbohrte ihr gramerfülltes Herz, ein Seufzer entrang sich ihren Lippen und zwei Thränen rannen leise über ihre Wangen. Michel, der kreidebleich geworden war, blickte sie schweigend an, dann streckte er die Hand entgegen und sprach mit zitternder Stimme: „Nicht wahr, du dachtest daran?" Frau Desvarennes nickte zweimal — weinend und stumm umarmten sich Beide.

Von nun an verheimlichten sie sich nichts mehr und vertrauten einander ihren Kummer. Die Prinzipalin entschädigte sich für ihr langes Schweigen durch eine vollständige Beichte und Michel erkannte zum erstenmal in seinem Leben das tiefe Gemüth seiner Gefährtin bis in ihres Herzens verborgenste Falte. Diese so energische und starrsinnige Frau war gänzlich niedergedrückt, ihre Spannkraft war gelähmt, eine nie gekannte Muthlosigkeit und Mattigkeit hatte sich ihrer bemächtigt. Die Arbeit ermüdete sie so sehr, daß sie nicht mehr in's Comptoir hinunterging; das schlimmste Kennzeichen ihres Seelenzustandes aber war, daß sie sogar davon sprach, sich gänzlich von den Geschäften zurückzuziehen. Das Landleben schien ihr jetzt so verlockend, und waren sie etwa nicht reich genug? Bei ihrer einfachen Lebensweise brauchten sie gar nicht so viel Geld! Eigentlich hatten sie ja gar keine Bedürfnisse; sie würden sich in der Nähe von Paris ein hübsches Gütchen kaufen und dort ruhig und zufrieden ihren Kohl pflanzen. Wozu denn noch arbeiten, wenn man keine Kinder hat? Michel war ganz damit einverstanden, er hatte schon längst das Verlangen nach Ruhe, fürchtete er doch, daß der Prinzipalin Ehrgeiz sie zu weit fortreißen könne; da sie sich nun selbst nach Ruhe sehnte, so war es um so besser.

Mittlerweile hatte ihr Notar ihnen mitgetheilt, daß in der Nähe ihrer Mühle das Landgut Cernay zum Verkauf ausgeschrieben sei. Frau Desvarennes hatte bei ihren Fahrten von Jouy nach der Mahlmühle das Schloß schon häufig bemerkt; es überragte mit den Schieferdächern seiner Thürmchen die reizende, grüne Umgebung. Graf Cernay, der letzte Sprößling eines vornehmen Geschlechts, war nach einem liederlichen Leben vor Kurzem an Entkräftung gestorben und hatte nichts als Schulden und ein kleines zweijähriges Mädchen hinterlassen, die Tochter einer italienischen Sängerin, seiner Maitresse, die eines schönen Tages davon gegangen war und sich um das Kind ebenso wenig gekümmert hatte als dessen Vater. Nun sollte von Gerichts wegen der ganze Nachlaß verkauft werden.

Es waren äußerst klägliche Verhältnisse, die des Grafen letzte Stunde verdüstert hatten. Gleichzeitig mit dem Leichenbeschauer war auch der Gerichtsdiener im Schloß erschienen, und es fehlte nur wenig, so hätte man die Bekanntmachung der gerichtlichen Beschlagnahme zugleich mit dem Trauerflor für die Beerdigung aushängen können. Als Jeanne, die kleine Waise, inmitten des Chaos, das durch dieses traurige Ende hervorgebracht worden war, verstört dastand und sah, wie fremde Männer mit dem Hut auf dem Kopf in den Salon traten, als sie hörte, wie diese Leute laut und rücksichtslos miteinander sprachen, da flüchtete sie sich in die Waschkammer. Hier fand Frau Desvarennes das spielende Kind; es war ärmlich mit einem dünnen Alpaka-Röckchen bekleidet, sein schönes Haar hing aufgelöst über die Schultern und erstaunt blickte es auf seine Umgebung, auf dieses verödete Haus, dessen Herr nie mehr zurückkehren sollte. Das Kind war still geworden, es getraute sich nicht mehr, umherzuspringen und wie früher zu singen. Mit dem unbewußten Instinkt verlassener Kinder, die sich an eine Person oder Sache anzuschließen suchen, näherte sich die kleine Jeanne der Frau Desvarennes. Diese, stets bereit jemand zu beschützen und ihrem Muttergefühl Genüge zu thun, schloß das Kind in ihre Arme. Sie fragte die Gärtnersfrau, welche sie durch das Besitzthum führte, über das Kind aus; diese wußte aber nichts weiter, als daß man es im Gesindezimmer, wenn sich die Leute des Abends über ihre Herrschaft unterhielten, als einen Bastard bezeichne und daß Niemand wisse, ob es noch Verwandte besitze. Man sagt auch, daß nur noch eine Tante des Grafen existire, die an einen sehr vornehmen Herrn in England verheirathet sei, die er aber seit langer Zeit nicht mehr gesehen hatte. Die Kleine sei also, da das Schloß verkauft werden sollte, eine Bettlerin. Die Gärtnersfrau, ein braves Weib, wollte das Kind so lange behalten, bis ein neuer Besitzer eingezogen sei; dann mußte sie es freilich dem Maire übergeben, der es wohl im Waisenhaus unterbringen würde.

Frau Desvarennes hatte sie schweigend angehört; von allem, was die Gärtnersfrau ihr erzählt hatte, haftete nur die eine Thatsache in ihrem Gedächtniß, daß das Kind ohne Stütze, ohne Verwandte und, wie ein verlaufenes Hündlein, verlassen sei. Die Kleine war hübsch, und als sie ihre großen, tiefen Augen auf diese improvisirte Mutter richtete, die sie so zärtlich an ihre Brust drückte, da schien es, als ob sie sagen wollte: Verlaß mich doch nie mehr, führe mich weit hinweg von dieser Trauerstätte, weit fort von diesem verödetem Ort, der mich verwirrt und mein Herz erstarren macht. Frau Desvarennes war, wie alle Frauen aus dem Volk, sehr abergläubisch, sie bildete sich daher ein, daß es die Vorsehung sei, welche sie gerade heute nach Cernay und dieses Kind in ihre Arme geführt hatte. Sollte es vielleicht ein für sie vom Himmel bestimmter Ersatz für das so inbrünstig ersehnte eigene Kind sein? Sie nannte der Gärtnersfrau ihren Namen, trug das Kind ohne Zaudern, wie das so ihre Art war, in den Wagen und brachte es nach Paris, wo sie Schritte thun wollte, um des Kindes Verwandte auszukundschaften. Nach einem Monat war Frau Desvarennes im Besitz des Schlosses und, nachdem ihre Bemühungen, Jeannes Verwandte aufzufinden, ohne Erfolg geblieben waren, auch im Besitz des Kindes.

Michel war von der Aufnahme der Kleinen nicht besonders entzückt, das fremde Mädchen ließ ihn ziemlich gleichgültig; wollte man durchaus ein Kind adoptiren, so würde er einen Knaben vorgezogen haben. Die Prinzipalin dagegen war glückselig; nun endlich konnten sich ihre so lange unterdrückten mütterlichen Gefühle frei entfalten.

Sie machte jetzt Zukunftspläne, ihre frühere Energie war wieder erwacht und ihre Stimme hatte den ehemaligen sonoren und festen Klang wiedergewonnen. In ihrem Auftreten aber offenbarte sich jetzt eine innerliche Befriedigung, die man bisher noch nicht an ihr beobachtet hatte und die sie sanfter und wohlwollender erscheinen ließ. Von der Absicht, sich von den Geschäften zurückzuziehen, war keine Rede mehr; die Muthlosigkeit, die sich ihrer bemächtigt hatte, war wie durch einen Zauberspruch verschwunden. Ihr seit einigen Monaten so freudloses Haus war plötzlich wieder geräuschvoll und heiter geworden, das Kind hatte, wie ein Sonnenstrahl, alle Wolken vertrieben.

Plötzlich aber ereignete sich ein wunderbares Phänomen, welches auf das Leben der Frau Desvarennes einen mächtigen Einfluß ausüben sollte. Während der Prinzipalin durch einen Zufall die langersehnte Erbin und mit ihr ein ungetrübtes Glück zutheil ward, mußte sie sich plötzlich, erstaunt und verwirrt, von der Thatsache überzeugen, daß sie im Begriff sei, selbst Mutter zu werden. Das war, nach einer Ehe von sechzehn Jahren, eine Enttäuschung. Dies Ereigniß, welches sie früher in Entzücken versetzt haben würde, war ihr jetzt schrecklich. Ihr das! — einer fast schon alten Frau! Die Desvarennes von der jüngeren Linie, welche von der Ankunft und Aufnahme der kleinen Jeanne schon wenig erbaut gewesen waren, machten noch bei Weitem kläglichere Mienen, als sie vernahmen, daß sie nun auf das kolossalle Erbe endgiltig Verzicht leisten müßten, auf diese Erbschaft, welche bereits eine so große Rolle in ihren Träumen gespielt hatte. Trotzdem verloren sie noch nicht alle Hoffnung; — wer wußte denn, wie die Niederkunft einer fünfunddreißigjährigen Frau enden würde? Konnte nicht ein Unfall eintreten? Aber Frau Desvarennes, die körperlich und geistig gleich kräftig war, überstand siegreich den gefürchteten Zeitpunkt und brachte ein kleines Mädchen zur Welt, das seinem Vater zu Ehren Micheline genannt wurde. Das Herz der Prinzipalin war weit genug, um zwei Kinder lieben zu können; sie behielt das aufgenommene Waisenkind und erzog es wie ihre eigene Tochter.

Bald jedoch konnte man in der Art und Weise, wie sie Jeanne liebte, einen ganz bedeutenden Unterschied, gegenüber der Liebe zu ihrer eignen Tochter, erkennen. Für diesen verspäteten Sprößling hatte sie eine ganz außerordentliche, glühende, tolle Leidenschaft, die Leidenschaft einer Tigerin für ihr Junges. Ihren Mann hatte diese Frau nie geliebt, jetzt aber entfaltete sich alle in ihrem Herzen aufgespeicherte Zärtlichkeit; ein neuer Frühling war in ihr erwacht. Dieses herrschsüchtige Weib, das nie einen Widerspruch ertragen, dessen ganze Umgebung sich, freiwillig oder gezwungen, vor ihr gebeugt hatte, mußte jetzt selbst klein beigeben; das Erz ihrer Sinnesart war unter den rosigen Fingern ihres Töchterchens zu Wachs geworden; diesem blonden Köpfchen gegenüber war sie willenlos. Für Micheline war nichts schön genug, alle Wünsche des Kindes wurden erfüllt, und hätte ihre Mutter die Reichthümer der ganzen Welt besessen, sie würde sie zu den Füßen des Kindes niedergelegt haben. Jede Thräne dieses vergötterten Geschöpfchens brachte sie außer Fassung; wenn die Prinzipalin, selbst bei den wichtigsten Angelegenheiten „ja" sagte, und Micheline sagte „nein", so beugte sich dieser bisher unerschütterliche Wille der Frau Desvarennes vor dem Eigensinn des Kindes. Die ganze Umgebung kannte dies Verhältniß und deutete es aus. Mochte Frau Desvarennes immerhin dies Spiel sofort durchschauen, es gelang dennoch jedesmal. Diese Mutter schien eine geheime Freude daran zu haben, die grenzenlose Vergötterung, mit der sie ihr Kind verzog, bei jeder Gelegenheit zu offenbaren. Ihre beständige Redensart war: „Sie ist hübsch, ich werde sie reich machen, wo ist der Gatte, der ihrer würdig wäre! Kommt aber die Zeit des Wählens und folgt sie meinem Rath, so gibt sie ihre Hand einem Mann, der sich durch Intelligenz auszeichnet; ihr Vermögen wird ihm als Piedestal dienen und sie wird ihn so hoch steigen lassen, wie er selbst es wünscht."

Insgeheim dachte sie dabei an Pierre Delarue, der soeben als Primas in's Polytechnikum eingetreten war und eine glänzende Laufbahn in Aussicht hatte. Dieses Weib aus dem Volke, welches auf seine Abkunft so stolz war, wollte einen Emporkömmling zum Schwiegersohn haben, um ihm einen goldnen Hebel in die Hand zu geben, mit dem er die Welt aus ihren Angeln heben sollte.

Micheline war zehn Jahre alt, als ihr Vater starb. Sein Tod hinterließ keine große Lücke im Hause; man legte wohl Trauerkleider um ihn an, bemerkte aber kaum, daß er fehlte. Seine Abwesenheit hatte gleichsam sein ganzes Leben hindurch gewährt. Es ist zwar traurig aber wahr, daß Frau Desvarennes als Wittwe sich ausschließlicher im Besitz ihrer Tochter fühlte als früher; denn jede Zärtlichkeitsregung Michelines hatte ihre Eifersucht hervorgerufen und jeder Kuß, den das Kind seinem Vater gab, schien ihr, als ob er der Mutter gestohlen sei. Diese wilde, exklusive Zärtlichkeit duldete keinen Nebenbuhler, sie wollte das geliebte Wesen für sich allein haben.

Jetzt erst war die Zeit gekommen, wo sich Frau Desvarennes in ihrem vollen Glanze zeigte. Sie schien förmlich gewachsen zu sein, ihre Gestalt hatte sich kräftig und mächtig emporgerichtet, das ergrauende Haar verlieh ihrem Antlitz etwas Majestätisches, und da sie beständig einen Hof von Kunden und Freunden um sich hatte, so genoß sie fast das Ansehen einer regierenden Fürstin. Die im Geschäft steckenden Kapitalien waren schier unberechenbar und es wurde behauptet, Frau Desvarennes wisse selbst nicht mehr, wie reich sie sei.

Jeanne und Micheline wuchsen also inmitten eines kolossalen Reichthums heran. Die erstere war groß und brünett, ihre Augen schillerten in blau, wie das Meer; die Jüngere war von zarter Gestalt und blondhaarig; sie hatte schwarze, melancholische und träumerische Augen. Jeanne war stolz, launisch und lebhaften Charakters, Micheline dagegen war arglos, sanft und eigenwillig. Die Braune hatte ein heftiges, leidenschaftliches Temperament von ihrem leichtsinnigen Vater und ihrer phantastischen Mutter geerbt, die Blonde dagegen war freundlich und gutmüthig wie Michel, dabei aber auch resolut und beharrlich wie Frau Desvarennes. Beide so verschieden geartete Naturen vertrugen sich gut miteinander; Micheline liebte ihre Jeanne aufrichtig, und diese, welche die Nothwendigkeit einsah, mit Micheline, dem Abgott der Mutter, in gutem Einvernehmen zu leben, ertrug den Unterschied, mit dem sie beide von den Hausgenossen behandelt wurden, wenn auch nur widerwillig. Sie war von den Schmeicheleien, mit denen die Dienstboten Micheline überhäuften, ebenso verletzt, wie sie die Vorliebe, womit Frau Desvarennes ihre Tochter behandelte, ungerecht fand.

Alle diese Kränkungen, welche sich bei Jeanne nach und nach angesammelt hatten, brachten sie eines Tages zu dem Entschluß, dies Haus, worin sie erzogen worden war, wo sie aber jetzt nur noch Demüthigungen erlitt, zu verlassen. Sie bat Frau Desvarennes um die Erlaubniß, auf einige Wochen nach England zu reisen, um jene reiche Verwandte ihres Vaters zu besuchen, welche sich ihrer ohne Gefahr erinnern zu dürfen glaubte, da sie in Erfahrung gebracht hatte, daß sich Jeanne in glänzenden Verhältnissen befinde. Jeanne wollte in England das Terrain sondiren und sich überzeugen, ob sie vielleicht bei ihrer Familie auf eine bessere Zukunft rechnen könne. Frau Desvarennes, welche die eigentlichen Beweggründe des jungen Mädchens nicht ahnte, glaubte dieser Laune nachgeben zu können, und Jeanne reiste in guter Begleitung zu ihren Verwandten nach Schottland.

Frau Desvarennes hatte das Ziel ihrer Wünsche erreicht; um aber das Maß ihrer Glückseligkeit voll zu machen, trat jetzt ein Ereignis ein, welches auch noch die letzte Sorge von ihr nahm: Micheline hatte, dem Wunsche ihrer Mutter nachgebend, sich entschlossen, Pierre Delarues Braut zu werden. Seine Mutter war mittlerweile gestorben, und seine Aussichten gestalteten sich von Tag zu Tag günstiger. Das junge Mädchen, gewöhnt, Pierre wie einen Bruder zu betrachten, hatte sich bereitwillig dazu verstanden, ihn als ihren zukünftigen Gatten zu acceptiren.

Jeanne, welche etwa ein halbes Jahr fortgewesen war, kam in ernster Stimmung nach Hause zurück. Sie war enttäuscht; denn obschon man ihr viel Wohlwollen und Freundlichkeit bewiesen und ihr viel Artiges über ihre wirklich auffallende Schönheit gesagt, hatte sie, in Bezug auf ihr Verlangen nach Unabhängigkeit, doch durchaus kein Entgegenkommen gefunden. Sie kehrte daher mit dem festen Vorsatz in die alte Wohnung zurück, sie nur als verheirathete Frau zu verlassen. Ihre Heimkehr fiel gerade in die Zeit, wo Pierre Delarue sich anschickte, Braut, Freunde und Paris zu verlassen, um in Algier, an der tunesischen Grenze, eine Arbeit auszuführen, die ihm hohen Ruhm einbringen und seinen Ehrgeiz befriedigen sollte. Er ahnte damals nicht, daß ihm die aus England zurückgekehrte Jeanne in der Person eines sehr liebenswürdigen Kavaliers, des Fürsten Sergius Panin, der ihr auf einem Ball in der vornehmen Welt vorgestellt wurde, sein Verhängniß mitgebracht hatte. Fräulein von Cernay war nach englischer Sitte nur in Gesellschaft einer Kammerfrau nach Frankreich zurückgekehrt, und der Fürst hatte die Gelegenheit benutzt, um sich ihr anzuschließen. Die Fahrt war reizend und das stete Beisammensein gefiel den jungen Leuten so sehr, daß sie sich, bei der Trennung im Bahnhof, ein Wiedersehen versprachen. Die offiziellen Bälle und der Zufall erleichterten die Annäherung, und Sergius, welcher Frau Desvarennes als ein Bekannter aus England vorgestellt wurde, war bald Jeannes und Michelines eifrigster Tänzer. So kam, unter dem nichtigsten Vorwand, dieser Mann in's Haus, welcher daselbst eine so wichtige Rolle spielen sollte.

———

Zweites Kapitel.

Im Mai des Jahres 1879 stieg eines Morgens vor der Pforte des Hauses Desvarennes ein sehr elegant gekleideter junger Mann aus einem schönen, zweisitzigen Wagen. Er eilte bei dem uniformirten und mit der Kriegsmedaille geschmückten Thürhüter vorbei, der beständig am Eingange des Hauses stand und die Leute, welche in's Geschäft wollten, zurechtwies. Der junge Mann berührte den verborgenen Knopf einer kleinen Seitenthür, ihr eichener Flügel öffnete sich, um den Besucher in ein Vorzimmer einzulassen, in welches mehrere Korridors mündeten. Hier lehnte in einem bequemen Sessel ein Kommis, der die Zeitung las. Er kümmerte sich nicht im mindesten um die leise geführten Gespräche von etwa zehn Bittstellern, die geduldig auf den Zeitpunkt harrten, wo die Reihe, zur Audienz vorgelassen zu werden, an sie kommen würde. Als der Kommis den jungen Mann durch die geheime Thür eintreten sah, sprang er auf, warf seine Zeitung beiseite, riß sein Sammtkäppchen vom Kopf und trat ihm lächelnd einige Schritt entgegen.

„Guten Tag, mein alter Felix," sagte der junge Mann und begrüßte den Kommis freundschaftlich, — „ist meine Tante da?"

„Jawohl, Herr Savinien, Frau Desvarennes ist in ihrem Kabinet, aber sie konferirt seit einer Stunde mit dem Vicedirektor der Rechnungskanzlei des Kriegsministeriums."

Bei der Ertheilung dieser Auskunft nahm der alte Felix, um die Bedeutsamkeit der Verhandlungen im Nebenzimmer zu betonen, eine geheimnißvolle, wichtige Miene an.

„Sie sehen," fuhr er fort, und wies auf die im Vorderzimmer versammelten Leute, „alle warten seit heute früh, und wer weiß, ob Madame sie überhaupt noch empfangen wird."

„Ich muß sie dennoch sehen," flüsterte der junge Mann; dann sann er einen Augenblick nach und sagte endlich, einen Entschluß fassend: „Ist Herr Marechal da?"

„Gewiß, Herr Savinien, wenn Sie erlauben, werde ich Sie anmelden."

„Ist unnöthig!"

Der junge Mann eilte in das Kabinet, welches neben demjenigen der Frau Desvarennes lag.

Vor einem breiten, schwarzen, mit Akten und Rechnungen bedekten Pult arbeitete ein etwa dreißigjähriger junger Mann, der aber älter aussah. Sein frühzeitig kahl gewordener Schädel und die durchfurchten Schläfen deuteten entweder auf ein Leben voller Kämpfe, Entbehrungen und Leiden, oder auf entnervende Freuden einer vergnügungssüchtigen und schwelgerischen Existenz. Die ruhigen, klaren Augen konnten aber nicht einem Wüstling angehören, und die gerade, kräftige Nase deutete auf Spürsinn. Mochte nun dieser Mann zuviel genossen oder zuviel gelitten haben, — das eine war sicher, er war vorzeitig gealtert.

Als er die Thür seines Kabinets öffnen hörte, blickte er auf, legte seine Feder hin und war eben im Begriff, dem Besucher entgegen zu gehen, als dieser ihn mit den Worten zurückhielt: „Lassen Sie sich nicht stören, Marechal, oder ich gehe sofort wieder. Ich bin nur gekommen, um den Zeitpunkt abzuwarten, wo meine Tante mich empfangen kann; sollte ich Sie aber stören, so gehe ich unterdessen spazieren, rauche eine Cigarre und komme dann nach dreiviertel Stunden wieder."

„Sie stören mich durchaus nicht, Herr Savinien, und namentlich nicht sehr häufig; denn, ohne Ihnen damit einen Vorwurf zu machen, man sieht Sie ja seit über zwei Monaten nicht mehr! So .... jetzt ist die Post fertig, eben schrieb ich die letzten Adressen."

Er nahm einen großen Stoß Briefe vom Pult und zeigte sie Savinien.

„Teufel auch! Es scheint, die Geschäfte gehen hier immer noch gut!"

„Sie gehen tagtäglich besser."

„Ihr fabrizirt wohl ganze Gebirge von Mehl?"

„Sie erreichen die Höhe des Montblanc. Auch eine Flotte haben wir jetzt!"

„Wie, — eine Flotte?" rief Savinien, dessen Miene Zweifel und Ueberraschung ausdrückte.

„Jawohl, eine Dampfflotte. Im vorigen Jahr war Frau Desvarennes mit der Beschaffenheit des aus dem Orient angelangten Getreides gar nicht zufrieden; es waren da Havarieen vorgekommen, weil man das Getreide schlecht gestaut hatte. Wir beschwerten uns bei der Seetransport-Gesellschaft, aber unsere Klagen wurden nur wenig berücksichtigt. Frau Desvarennes ärgerte sich darüber und nun besorgen wir unsere Transporte selbst; wir haben jetzt in Smyrna und Odessa Comptoirs eröffnet."

„Fabelhaft! Geht das so fort, so bekommt meine Tante einen Verwaltungsapparat, welcher ebenso großartig ist, wie der eines europäischen Staates. Oh! Wie seid ihr glücklich! Ihr habt eure Beschäftigung!....Ich aber kann mich amusiren! Und wüßtet ihr nur, wie mich das langweilt! Ich verdorre, ich zehre mich auf, ich sehne mich danach, Geschäfte zu machen."

Ein schmerzvolles Stöhnen entrang sich dem jungen Herrn Desvarennes bei diesen Worten.

„Mir scheint, daß es nur von Ihnen abhängt, ebensoviel und noch mehr Geschäfte zu machen als andre," erwiderte Marechal.

„Sie wissen sehr gut, daß es nicht der Fall ist," seufzte Savinien, „meine Tante ist dagegen...."

„Welch ein Irrthum!" erwiderte Marechal lebhaft, „ich habe Frau Desvarennes zwanzigmal äußern hören, daß sie ihre Beschäftigungslosigkeit bedauere. Treten Sie in unser Geschäft, man wird Ihnen in den Comptoirs eine glänzende Stellung anweisen."

„In den Comptoirs? — Das ist es eben!" rief Savinien bitter, „glauben Sie denn, daß eine Natur, wie die meinige, sich unter der vulgären Beschäftigung eines Speditionskommis beugen, daß sie alltägliche Geschäfte im ewigen Einerlei abwickeln könnte; daß sie Schreibereien besorgen, den Kommis spielen würde? Ich, mit dem, was ich im Kopfe habe!"

Schmerzerfüllt ließ sich der junge Desvarennes in einen Lehnstuhl nieder und begann über das Unglück, verkannt zu sein, zu jammern. Seine Tante hatte ihm unter der Bedingung, daß er seine Hände nicht rühren dürfe, eine Rente von dreitausend Franken monatlich ausgesetzt. War das etwa moralisch? Er, mit seiner üppigen Jugendfrische, war verdammt, seine Kräfte zu vergeuden, sich abzunützen .... Und so hatte er sich denn über Hals und Kopf in die fieberhafte Aufregung eines ausschweifenden Lebens geworfen! Sein einziger Aufenthalt waren Theater, Klubs, Wirthshäuser und Frauengemächer; dort war es, wo er seine Zeit, sein Geld, seine Illusionen und seine Haare verlor. Er seufzte zwar darüber, setzte aber dies Leben dennoch fort, nur um beschäftigt zu sein. Er nannte sich mit düsterer Ironie einen Sklaven des Vergnügens und behauptete, ungeachtet aller dieser verzehrenden Ausschweifungen, nicht im Stande zu sein, seine Phantasie zur Unfruchtbarkeit zu verdammen. Inmitten der tollsten Orgien, bei den zügellosesten Gelagen und unterm Klingen der Gläser, im berauschenden Anblick nackter Schultern, hatte er plötzliche Inspirationen und blendende Lichtstrahlen, kamen ihm die wunderbarsten Offenbarungen.

Als sich Marechal ein schüchternes, ungläubiges „Oh!" erlaubte, fuhr Savinien auf.

Ja, er habe eine staunenswerthe Erfindung gemacht, — eine Erfindung, die ihm in kürzester Zeit unermeßlichen Reichthum verhieß; er war überzeugt, daß die Uebereinkunft mit seiner Tante die reinste Uebertölpelung gewesen sei. Jetzt war er hier, um diese Fesseln abzuschütteln, um seine Freiheit zurückzuverlangen.

Marechal beobachtete Savinien, während ihm dieser seine ehrgeizigen Pläne lebhaft auseinandersetzte. Er prüfte diese flache Stirn, worin, wie der Stutzer vorgab, so viele schöne Ideen verborgen sein sollten; er maß mit den Augen diese schlanke, aber durch Ausschweifungen eines geist- und herztödtenden Lebens gebeugte Gestalt und fragte sich dann, ob dieser Schwächling wohl im Stande sein würde, die Schwierigkeiten eines Unternehmens zu bekämpfen? Ein Lächeln lag auf seinen Lippen; er kannte Savinien zu gut, um nicht zu wissen, daß es nichts als ein Anfall von Melancholie sei, welcher sich stets dann einzustellen pflegte, wenn er mit seinem Gelde zu Ende war. In solchen Fällen, die sich ziemlich häufig wiederholten, kamen dem jungen Manne plötzlich sublime Ideen, deren Auseinandersetzung Frau Desvarennes mit dem einen Wort: „Wieviel?" unterbrach. Savinien that erst spröde, bis er sich zuletzt entschloß, dem sicheren Gewinne, den ihm das projektirte Unternehmen versprach, zu entsagen. Schließlich kapitulirte er dann und kehrte mit gefüllter Tasche heiter und vergnügt zu seinen Damen, Rennbahnen und seinen Restaurants zurück, um mehr noch als bisher ein Sklave des Vergnügens zu sein.

„Was macht Pierre?" fragte der junge Desvarennes, das Gesprächsthema plötzlich wechselnd; „haben Sie Nachrichten von ihm?"

Marechal wurde ernst, seine Stirn schien sich zu bewölken und er antwortete auf Saviniens Frage ruhig, daß Pierre Delarue noch immer im Orient, in Tunis sei, wo er die Küste und das Binnenland durchforsche. Diese Forschungen betreffen das vielbesprochene Binnenmeer, welches vermittelst einer Durchstechung der Schotts hergestellt werden solle, ein kolossales Unternehmen, dessen Gelingen von einer unabsehbaren Tragweite für Algier sein würde. Eine totale Veränderung des Klimas müsse dadurch eintreten und den Werth der Kolonie verzehnfachen. Ein ganzes Jahr schon habe sich Pierre diesem Unternehmen mit unermüdlicher Ausdauer gewidmet, ohne auf seine Familie, seine Braut Rücksicht zu nehmen, einzig und allein sein Ziel im Auge, und sich um nichts kümmernd, was ihn von diesem großartigen Werk, an dessen Ausführung er ruhmvoll mitwirken zu können hoffe, abwendig machen konnte.

„Was sagt man aber darüber, daß ihm, während er in Afrika weilt, ein glänzender junger Herr seine Braut abspenstig zu machen sucht?" fuhr Savinien mit einem boshaften Lächeln fort.

Bei diesen Worten machte Marechal eine unwillige Bewegung. „Das ist unbegründet!" unterbrach er Savinien, „ich begreife nicht, daß Sie, Herr Desvarennes, sich zum Verbreiter eines solchen Märchens machen können! Wie darf man es wagen, zu behaupten, Fräulein Micheline könne ihr Wort brechen, ihre Verpflichtungen rückgängig machen; wer das sagt, der verleumdet sie, und wäre es ein andrer, als Sie.."

„Oh, oh, lieber Freund," erwiderte Savinien lachend, „ereifern Sie sich doch nicht, das könnte ihnen schlecht bekommen; was ich Ihnen sage, erzähle ich ja nicht dem ersten besten. Ich wiederhole übrigens nur ein Gerücht, von dem seit drei Wochen die ganze Welt spricht. Man nennt ja sogar den Namen Desjenigen, der die Ehre und das Vergnügen hatte, einen so glänzenden Sieg zu erringen; und wenn ich ihn nennen wollte, so würde ich sagen, es sei der Fürst Sergius Panin."

„Fürst Panin — da es sich um ihn handelt," erwiderte Marechal, „hat seit drei Wochen Frau Desvarennes' Haus nicht betreten. So handelt kein Mann, der den Anspruch macht, die Tochter des Hauses zu heirathen...."

„Ich wiederhole Ihnen nur, mein Lieber, was ich gehört habe; was mich betrifft, so weiß ich weiter gar nichts; habe mich auch seit drei Monaten abseits gehalten. Ob Micheline eine Bürgersfrau oder ob sie eine Fürstin, ob sie Delarues oder ob sie Panins Gattin wird, macht mich weder reicher noch ärmer, nicht wahr? Mich kümmert's also durchaus nicht. Das liebe Kind wird übrigens mehr Millionen bekommen, als daß man befürchten müßte, sie könnte sitzen bleiben. Und ihre Adoptivschwester, das majestätische Fräulein Jeanne, was wird aus der?"

„Ah, was Fräulein von Cernay betrifft, so ist das eine andre Sache!" rief Marechal und ergriff mit Eifer den Vorwand, dem Gespräch eine andre Wendung zu geben. Er sprach allerlei über die Adoptivtochter der Frau Desvarennes, erzählte, daß sie einen lebhaften Eindruck auf den intimsten Hausfreund, den Bankier Cayrol gemacht, und daß dieser der schönen Jeanne seinen Namen und sein Vermögen angetragen habe. Savinien war außer sich vor Erstaunen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Zauberrüthlein.

Zwischen dem 157sten Längen- und dem 35sten Breitengrade liegt das Königreich Apfelsinien. Daß dies das schönste Land auf der ganzen Welt ist, weiß Jeder. Dort herrschte Calmus der 36ste, ein grundbraver Fürst. Sein Volk liebte ihn über alles, und wenn er spazieren ging, rief Jung und Alt: „Lange lebe Calmus der 36ste," und die kleinen Kinder gingen auf ihn zu, sagten: „Guten Tag, Herr König," knixten und gaben ein Patschhändchen, denn stolz war der König gar nicht.

Dies war um so mehr zu verwundern, als Calmus der 36ste gar grausam reich war. Sein Schloß war aus 24karätigem Gold erbaut und in den Sälen und Gemächern glitzerte es, daß es ein helles Vergnügen war.

Des Königs Küche aber war so weit berühmt, als man Suppen kocht. Salanganenfricasse und Motturtle-Suppe waren etwas Alltägliches und Pfauenzunge mit Endiviensalat gab's jeden Donnerstag.

Es war also alles eitel Pracht und Herrlichkeit und Wohlleben, doch trotzdem war der König nicht glücklich. Es fehlte ihm etwas und zwar eine brave Königin. Er hatte wohl eine, aber die war nicht brav — im Gegentheil.

Sie war nämlich von einem bösen Geist besessen, der sie zwang, mit ihrem königlichen Gemahl von morgens früh bis abends spät zu zanken und ihn zu ärgern und ihm das Leben zu verbittern.

Schweigend ließ der gute König alles über sich ergehen, aber zuletzt kam es so weit, daß er es partout nicht mehr aushalten konnte und auf und davon ging.

Man kann sich denken, daß darob große Trauer und Betrübniß im Lande Apfelsinien herrschte. — — —

Der geschlagene König lief, soweit ihn seine Füße trugen, und kam er in einen großen Wald.

Müde und erschöpft ließ sich der Beherrscher Apfelsiniens auf einen Baumstumpf nieder und dachte an sein Herzeleid. Da plötzlich ergoß sich das Mondlicht über Baum und Strauch — ein Flüstern ging durch die Blätter; und aus dem Gebüsch trat eine schlanke Jungfrau, holdselig wie die laue Mondnacht: die Waldfee Herlinde!

Ihr Gewand war so weiß wie der frisch gefallene Schnee, und in der Hand hielt sie ein zierliches Rüthlein.

„Guten Abend!" sagte sie.

Calmus der 36ste konnte vor lauter Verwunderung nicht antworten, wie es doch der Brauch gewesen wäre.

Da setzte sich die Waldfee recht zutraulich neben den König und sagte:

„Bist du traurig wegen der Königin?"

„Ach ja," antwortete jetzt Calmus der 36ste, und zwei Thränen dick wie Wachholderbeeren liefen ihm die Backen hinunter. Da gab die Fee dem weinenden Könige das Rüthlein, das sie in der Hand hielt und in das gar seltsame Zeichen eingeritzt waren, und sprach:

„Nimm dieses Rüthlein, welches ein Zauberrüthlein ist, berühre damit die Königin, nachdem du es mit Gänsefett bestrichen hast, und der böse Geist wird auf ewig verschwinden."

Kaum hatte die Fee dies gesagt, so war sie auch verschwunden, und Calmus der 36ste stand wiederum vor seinem 24karätigen Schlosse, das im Schein des Frühlichts gar wundersam leuchtete. Das Zauberrüthlein aber hielt er fest in seiner Hand.

Probiren geht über Studiren, dachte der König und schlich auf den Zehen in die Küche, um den Gänsefetthafen zu suchen. Als er ihn gefunden, bestrich er das Rüthlein nach Vorschrift und stellte den Hafen wieder an seinen Platz.

Du kommst mir gerade gelegen, dachte er; und als der böse Geist jetzt derart zu toben anfing, daß alle im Schlosse erwachten und zusammenliefen, da berührte der König die Königin mit dem Zauberrüthlein. Datteratschinn.

Ein Donnerschlag erschütterte das Schloß, und unter gellendem Lachen entwich der böse Geist aus der Königin und fuhr eilig durch den Schornstein hinaus ins Freie.

Die Königin aber war weiß geworden wie die Wand. Sie stürzte zu des Königs Füßen und sagte nur das eine Wörtlein: „Verzeih!" aber in einem Tone, wie ihn Calmus der 36ste gar nie von ihr gehört hatte.

Er aber hob sie auf und küßte sie dreimal auf den Mund und rief in seiner Herzensfreude: Hurrah, Hurrah!" Und Alle die es hörten, riefen auch: Hurrah! Und von Haus zu Haus, von Straße zu Straße, von Ort zu Ort pflanzte sich der Ruf fort: Hurrah! Hurrah!

Und die Kanonen donnerten! Bumbum! Und die Fahnen flatterten; und in den Kirchen sangen die Leute: „Großer Gott, dich loben wir," und die Gesangvereine sangen: „Das ist der Tag des Herrn," und die Schulkinder: Ich hatte einen Kameraden."

Und fortan lebte Calmus der 36ste so glücklich, daß er in der Geschichte den Beinamen „der Glückliche" erhielt.

Das kann man in jedem Geschichtsbuch nachlesen.

Das Zauberrüthlein aber wurde zum ewigen Angedenken im apfelsinischen Museum aufbewahrt.

— Enfant terrible. Frau Doktor (kommt verspätet in eine Kaffeeschlacht—die Damen sind alle sehr verlegen): „Bitte, meine Damen, sich ja nicht stören zu lassen! (Zu ihrer Nachbarin:) Haben denn die Herrschaften so gewaltigen Respekt vor mir, daß sie meinetwegen so in Verlegenheit kommen?"—Töchterchen des Hauses: „O nein! Aber es ist gerade, als Sie gekommen sind, so arg über Sie geschimpft worden!"

— Neue Schröpfmethode. Arzt: „Nun, haben Sie Ihrem Mann die Blutegeln gesetzt, wie ich Ihnen gesagt habe?" — Frau: „Nee, über'm Setzen haben mehr halt Streit gekriegt — und nachher war 's nit mehr nöthig!"